

UPCOMING ARCHITECTS
FACING NEW CONDITIONS

*Pure Freude
an Wasser*



GROHE

Upcoming Architects nehmen Stellung, wie sie den Herausforderungen des globalen Wandels begegnen und wie sie ihre Position als Ideengeber, Neuschöpfer und Qualitätssetzer behaupten.

IM GESPRÄCH MIT JUN.-PROF.
MAX OTTO ZITZELSBERGER, ARCHITEKT BDA

DIGITAL
TALKS

INTERVIEW MIT JUN.-PROF. MAX OTTO ZITZELSBERGER ARCHITEKT BDA, MÜNCHEN



Jun.-Prof. Max Otto Zitzelsberger

GROHE: Würden Sie dem Titel dieser Interview-Reihe „Upcoming Architects Facing New Conditions“ zustimmen?

Jun.-Prof. Max O. Zitzelsberger: Dem stimme ich zu. Mein ehemaliger Chef, Florian Nagler würde sicherlich sagen, dass in jeder neuen Architekt*innen-Generation andere Bedingungen gelten, mit denen man sich auseinandersetzen muss. Die vorletzte Generation der Vorarlberger Architekt*innen beispielsweise hat damit angefangen, den Baustoff Holz zu ihrem zentralen Thema zu machen und beschritt damit neue Wege. An dieser Stelle kann man auch Carlo Baumschlager und Dietmar Eberle nennen, die in ihrer Sturm-und-Drang-Zeit protestierend aus der dortigen Kammer ausgetreten sind, weil ihnen die Ansprüche und Vorstellungen zum Thema guten Bauens nicht genügt haben. Es galt sich stets von der vorhergegangenen Generation abzugrenzen und das ist erst einmal ein ganz natürlicher Prozess. Da gibt es sicherlich unzählige weitere Beispiele.

Mit welchen neuen Konditionen sehen Sie sich konfrontiert?

Wir müssen uns mehr mit dem Bestand auseinandersetzen. Stichwort Einfamilienhaus: Darf man eigentlich sinnvollerweise noch neue Einfamilienhäuser bauen? Die nächste Fragestellung ist: Wie gehen wir mit den Baumaterialien um? Wir können natürlich im Moment

noch mit vielen Dingen bauen, aber was ist verantwortungsbewusst? Und dann haben wir das Dilemma – das ist für mich die wichtigste Erkenntnis – wenn wir bauen, beteiligen wir uns immer an einem Gentrifizierungsprozess. Wir beteiligen uns daran, dass die Schere zwischen Arm und Reich weiter auseinandergeht, weil wir mit unseren Gebäuden Gegenden aufwerten und damit ganz klar forcieren, dass die Ärmere dort verdrängt werden. Darum suche ich immer wieder Bauaufgaben, wie die „Erkläranlage“, wo es beispielsweise um Inklusion geht, wo es um Holzbau geht, wo es um Bauen im Bestand geht. Dieses Projekt war einmalig und in jedem Fall eine sinnvolle, nachhaltige und gesellschaftlich relevante Bauaufgabe. Das Dilemma meiner Generation ist allerdings, dass wir nicht immer so genau sagen können, was eine sinnvolle Bauaufgabe ist. Nehmen wir an, jemand kommt zu mir und sagt, er möchte eine neue Villa mit Swimmingpool. Da muss man sich schon fragen: Mag ich das in meinem Portfolio haben? Natürlich ist es nicht immer leicht zu klären, ab wann etwas Luxus ist. Im Falle der Villa stellt sich die Frage nicht. Es gibt aber so viele Projekte, die ein gewisses Maß an Luxus haben und wo man fragen muss: „Brauchst du das unbedingt? Könnte man nicht eigentlich mit weniger auskommen?“ Bauherr*innen neigen gerne dazu, vor allem, wenn das Budget stimmt, zu viel zu machen.

Es zeigt sich immer wieder: Letzten Endes prägen Bauherr*innen und Investor*innen allein die Bauprojekte unserer Zeit. Muss hier ein Umdenken stattfinden?

Ich glaube, wir sitzen alle in einem Boot. Darum mag ich auch keine Vorverurteilungen. Ich würde sagen, wir haben alle unseren Anteil dran! Wir als Architekt*innen können Einfluss nehmen und Dinge wie den Umbau statt dem Neubau, ein „Weniger ist Mehr“ statt einem „Mehr ist Gei“! und kreislauffeffiziente Konstruktionen statt Verbundbaustoffe forcieren, weil wir kompetent sind und überzeugen können. Aber es ist eben auch schwierig. Was Sinn macht, ist gar nicht immer so leicht zu beantworten. Ich glaube, genau das ist unsere Herausforderung, dass wir Antworten finden müssen, obwohl nicht klar ist, wie die im besten Falle aussehen könnten. Die Rahmenbedingungen und Möglichkeiten wurden zunehmend unklar und stellen einen vor das Problem,

dass, egal wie entschieden wird, immer wieder neue Probleme generiert werden. Dieses Dilemma ist ein Phänomen unserer Zeit.

Die Ökologie in der Baubranche wird an Bedeutung gewinnen: Worin sehen Sie in Ihrer Arbeit die soziale Verantwortung?

Ein gutes Beispiel ist der Stadl-Umbau für meinen Schwiegervater, wo wir versucht haben, die regionale Wertschöpfung auf den Punkt zu bringen. Das heißt, nur so viel neues Holz zu verwenden, wie unbedingt nötig ist. Wir haben hier die alten Bretter wiederverwendet, das neue Holz aus dem nahegelegenen Wald des Bauherrn geholt und mit Handwerkern aus der Umgebung zusammengearbeitet. Also genau das gemacht, was man als Kreislaufwirtschaft bezeichnet.

Ein ganz anderes Beispiel ist die „Erkläranlage“, ein inklusives Projekt, das ich gemacht habe. Dort ging es unter anderem um die Beteiligung von Randgruppen. Also behinderte und sozial schwache Menschen an Bau- und Entscheidungsprozessen zu beteiligen und nicht nur zu sagen: „Du darfst jetzt deine Schaufel nehmen und arbeiten – ich zeige dir, wie es geht“, sondern auch aufzufordern und zu fragen: „Wie würdest du es machen?“ Das hat erstaunlich gut funktioniert.

Welche Auswirkungen wird der Klimawandel und der Ressourcen-Engpass auf unsere Baukultur haben?

Ein großes Thema ist die problemlose Rückbaubarkeit von Gebäuden. Außerdem brauchen wir andere Typologien, die eine Umnutzung zulassen. Bei Gebäude neueren Datums ist die Nutzungsänderung oft schwierig, weil sie zu spezifisch auf eine ganz bestimmte Art der Verwendung zugeschnitten sind - und das ist natürlich immer das beste Abrissargument. Wenn ich beispielsweise eine Wohnung aus der Gründerzeit nehme – die hat meist gleichgroße und vergleichsweise hohe Räume und eignet sich für eine Familie, eine WG oder auch für die Nutzung als Büro. Wir sagen heute, wenn wir hohe Decken realisieren wollen, dann brauchen wir mehr Material und das kostet. Das ist richtig, aber wenn ich in fünfzig Jahren umnutze, sind die Kosten wieder gedeckt. Das heißt, das langzyklische Denken ist entscheidend. Das nächste ist: Wenn wir zurückbauen, müssen wir auch gut zurückbauen können. Sämtliche Bauteilverbindungen müssen sich wieder lösen lassen und da ist auch im Holzbau der Kleber bei Brettschichtholzträgern und ähnlichem ein Problem. Dazu kommt, glaube ich, dass wir alle unseren Lebensstandard einfach verringern und uns fragen müssen, ob wir wirklich immer alles brauchen.

Gerade in Schwellenländern gibt es ein großes Bedürfnis unseren Lebensstandard zu erreichen.

Sie wollen erst mal dahin kommen, wo wir in den letzten dreißig Jahren waren. Sie sagen nicht: „Jetzt muss ich erst mal Benzin sparen“, sondern, „jetzt bin ich endlich da, wo andere Länder schon lange sind.“ Ich finde, dass muss man denen irgendwie auch zugestehen. Aber wir hier, die das alles schon erleben durften, sollten das Thema der Reduzierung nicht als Verzicht, sondern als Verbesserung unserer Lebenssituation sehen. Wir haben als westliche Gesellschaft die Chance und die Verantwortung zu sagen: „Wir haben es uns Jahrzehnte lang geleistet mit großem Fußabdruck zu leben und jetzt gehen wir mit gutem Beispiel voran, auch wenn wir wissen, dass andere Länder erst in zwanzig Jahren oder noch viel später da ankommen.“

Bietet die Digitalisierung Ihnen als Architekt*innen die Chance, sich neu zu positionieren? Verändert sie den Entwurf und damit auch die Architektur?

Ich sehe auf jeden Fall mehr Chancen als Risiken. Der Holzbau beispielsweise hat sich durch die Digitalisierung grundlegend geändert: Alles, was der Holzbau über Jahrhunderte lang war, hat überhaupt nichts mehr mit dem zu tun, was heute Holzbau ist. Das hängt zum einen mit den digitalen Möglichkeiten zusammen und zum anderen mit den neuen Werkstoffen, die wir entwickeln konnten, wie Plattenmaterial, Brettschichtholzträger, etc.. Eine andere Chance der Digitalisierung ist, dass wir heute relativ schnell weltweit an neue Informationen und Innovationen herankommen und diese so in aktuelle Bauprozesse mit einfließen lassen können. Das ist großartig. Abgesehen davon hat der Computer den Zeitaufwand der Planung und der Herstellung reduziert. Daraus ergeben sich aber nicht nur Vorteile. Gerade die Geschwindigkeit in der Planung ist aktuell ein Problem, weil mit ihr Qualität verloren geht.

Welchen Einfluss hat die Geschwindigkeit auf den Entwurf?

Unsere westliche Gesellschaft ist in einem gewissen Geschwindigkeitsrausch begriffen und das führt zu jenem Gefühl der Knappheit von Zeit. Wir sind also in Zeitnot, obwohl wir genauso viel Zeit haben wie alle Generationen vor uns – oder auf Grund medizinischen Fortschritts sogar noch mehr. Auch der Innovationsdrang ist etwas, was uns heute prägt; aber nichts ist, was in der Menschheit immer schon vorherrschend war. Die alten Ägypter zum Beispiel haben zweitausend Jahre lang die gleiche Kunst und die gleiche Art zu bauen betrieben. Sie waren nicht zu dumm für Innovationen – sie haben einfach ganz andere Schwerpunkte gesetzt. Die Geschwindigkeit ist also nichts, wo man sagen kann, das ist per se gut oder schlecht. Alles hat Vor- und Nachteile. Die Vorteile, würde ich sagen, nehmen wir mit und aus den Nachteilen könnten wir lernen.

Welchen Stellenwert wird die zentraleuropäische Architektur in Zukunft noch haben?

Die deutschen Architekt*innen, so behaupten viele im Ausland, finden zu schnell und suchen zu wenig. Wie sehen Sie das?

Ich sehe das genauso. Im internationalen Vergleich stehen wir nicht gut da. Derzeit tut sich aber erstaunliches in der jungen Architekturszene in Deutschland.

Ich denke da beispielsweise an Almannai-Fischer, Kofink-Schels, Neumann-Wasserkampf, Meier-Unger, Summacumfemmer oder June14 – um nur einige wenige zu nennen. Das sind wirkliche Lichtblicke. Der Unterschied von all diesen Büros zu ihren Vorgänger*innen ist, dass sie viel radikaler und kompromissloser sind. Es gibt außerdem ein neues Interesse an scheinbar hässlichen Bauideen und an ruppigen Strukturen, die in ihrer Lieblosigkeit eine gewisse Poesie haben. Aber ich glaube, viele deutsche Architekt*innen können damit nichts anfangen.

Im Gegensatz zu älteren Architekt*innen-Generationen bin ich beispielsweise viel stärker am Ornament, an Farbe und am Widerspruch interessiert. Ich betrachte die Dinge mit Humor und Ironie.

Sind Farbe, Ironie und Ornamente radikal?

Für sich betrachtet sind Farbe, Ornament und Ironie nichts Besonderes. Sie stellen sich aber insofern radikal dar, als dass sie das Gegenteil von dem sind, was in der deutschen Architekturszene mehrheitlich produziert wird. Das gängige Bild „deutscher Werte und Tugenden“ macht auch grob betrachtet die deutsche Architekturszene aus: Sie ist ordentlich, sauber und beflissen.

In einer konservativen Szene erscheinen solche als Moden bezeichneten Trends aber immer verdächtig. Die Frage ist, ob diese Moden Modeerscheinungen bleiben oder vielleicht Trends werden. Moden können nach fünf Jahren wieder weg sein. Trends jedoch haben immer das Potenzial, etwas Beständiges zur Architekturdebatte beizutragen.

Was würden Sie sich in der derzeitigen Architekturdiskussion wünschen?

Vonseiten vieler Architekt*innen spüre ich Ignoranz was das Thema Nachhaltigkeit angeht. Ein fröhliches „Weiter so!“ ist hier das wichtigste Credo. Bauen bringt eben Geld. Und das ist das Problem. Die Verbände haben es da schwer. Sie forcieren zwar das Thema Nachhaltigkeit. Gleichzeitig müssen sie aber dem Wunsch ihrer Berufsgruppe gerecht werden, um weiterhin viel zu bauen. Ein „Weniger ist Mehr“ kann zum gegenwärtigen Zeitpunkt kein wesentlicher Teil ihres Programms sein. Auch das Einfamilienhaus ist

immer noch relevant in der Verbands-Ideologie, obwohl es ihren Parolen für mehr Nachhaltigkeit diametral widerspricht. Auf der einen Seite würde ich mir gerne vieles wünschen, auf der anderen Seite merke ich, dass der Erfolg der jungen Büros genau deswegen da ist, weil wir zu den Generationen vorher einen echten Unterschied machen können.